

Zeitenwende und Wende der Zeit

Vorbemerkungen zur Struktur der Untersuchung und Genese ihres Gegenstands

Originaldokument
© Verlag C.H.Beck

1. Systematisierende Aufbauprinzipien: Der lyrische Grundton

1.1 Der konzeptuelle und methodische Ansatz

1.1.1 *Der Leitgedanke*

Als das übergreifende Geschehen, von dem frühgriechische Dichtung Zeugnis ablegt, wird in den folgenden Interpretationen zu Pindar und zur archaischen Lyrik ein Wandel in Anspruch genommen, der als eine dynamisch verstandene Transzendenz der Zeit von deren basaler Herrschaft ausgeht und auf eine gewisse Freiheit von Zeitherrschaft zugeht. Transzendenz meint da aber keinen Ausbruch aus Zeit schlechthin und in eine vermeintliche Zeitlosigkeit wie in parmenideisch-platonischer Metaphysik, sondern eine Verwandlung herrschender Zeit in eine andere. Darum ist der Wandel eine Wende, eine Umwendung der Zeit in ihr selbst.

Die Annahme einer Wende der Zeit kann sich auf genuin griechische Ausdrücke für temporale Verhältnisse stützen. Die Signifikate dieser Ausdrücke mag man *Zeitformen* nennen. Angemessener ist wohl, sie einfachhin als Zeiten zu bezeichnen. Sind sie doch, mehr noch als die sonst unter diesem Namen firmierenden Zeitmodi, je eigentümlich verfaßt, keine bloß akzidentellen Besonderungen einer Zeit überhaupt, unter deren Begriff sie sich restlos subsumieren ließen. Die so verstandenen Zeiten erlauben es gerade dank ihres je eigenen Gepräges, das verborgene Grundgeschehen in ein leichter zugängliches Material einzubilden. Mit ihnen wachsen der Zeitenwende zwei Erscheinungsformen zu.

Zum einen nimmt sie in ihnen eine geschichtliche Gestalt an. Die Ausdrücke haben nämlich eine Geschichte. Einige von ihnen werden erst im Fortgang der Epoche zu eigentlichen *Zeitausdrücken*. Der Zeitkern, der von Anfang an in ihnen steckt, schält sich erst nach und nach heraus. Andere beziehen sich auf Sachverhalte, die zwar von vornherein explizit zeitlich verstanden, aber erst später für das frühgriechische Zeitverständnis maßgeblich werden. Die beiden Stränge

der Entwicklung - die zunehmende Temporalisierung von anfänglich nur latent zeitlichen Ausdrücken und das Dominantwerden von ursprünglich untergeordneten - laufen in einer Steigerung von Komplexität zusammen. Immer komplexer wird die Zeitauffassung der frühen Griechen nicht nur dadurch, daß sie sich gewissermaßen ausweitet, sondern auch durch die Verschiebung der Gewichte im Inneren ihres Gegenstands, die Verlagerung von Randpositionen ins Zentrum. Denn dominant werden stets auch in sich komplexere Zeitausdrücke. In eine maßgebliche Stellung rücken sie ein, sobald ihre virtuelle Komplexität ins Bewußtsein tritt. Zudem fließen in alle irgendwann dominant werdenden Ausdrücke Bedeutungselemente der früher dominierenden ein. Nun folgt die fortschreitende Komplexität letztlich daraus, daß Zeit sich anverwandelt, was ihre Herrschaft transzendiert. Der geschichtliche Wandel der einschlägigen Ausdrücke spiegelt also den grundlegenden wieder. In ihm manifestiert sich die Wende der Zeit.

Zum ändern tritt die Wende der Zeit als innere Verwandlung bestimmter Zeiten in Erscheinung. Zeit braucht sich nicht so umzuwenden, daß sie von einer Zeitform in eine andere wechselt. Bestimmte Zeiten wenden sich auch in ihnen selbst um. So oder so haben wir es mit einer Zeitenwende zu tun. Und die zeigt so oder so die Möglichkeit der tieferliegenden Wende an. Hat in der Seinsordnung die Wende der Zeit einen Vorrang vor der Zeitenwende, so liegt in der Erkenntnisordnung diese umgekehrt jener voraus. Denn 'Zeit' kann nach Lage der Dinge nur ein modernes Konstrukt sein, dessen Beziehung zur Realität durch die bestimmten Zeiten vermittelt ist. Im Aufbau der Untersuchung kommt dies dadurch zur Geltung, daß deren Verfasser sich nicht anheischig macht, Zeit als solche zu thematisieren, sondern allein bestimmte Zeiten behandelt. Die werden im Großen und Ganzen so angeordnet, wie es dem Fortschritt frühgriechischen Zeitbewußtseins entspricht.

Die Untersuchung bewegt sich demnach auf unterschiedlichen Problemhöhen: Sie möchte in die Tiefenschicht einer zu rekonstruierenden Wende der Zeit vorstoßen, indem sie sich, ansetzend bei vorgegebenen Ausdrücken für temporale Verhältnisse, an zwei erscheinungsnäheren Schichten abarbeitet, am geschichtlichen Geltungswandel dieser Ausdrücke und an einer wiederum zweifachen Zeitenwende, die an den Ausdrücken als Umwendung einer Zeitform in eine andere und als innere Umwendung identischer Zeitformen ablesbar ist. In all dies scheint noch etwas anderes hinein, ein Göttliches. Dadurch vor allem hebt sich frühgriechisch empfundene Zeit gegen die in der Moderne selbstverständlich gewordene ab. Sie konnte über-

haupt nur als eine sich in sich selbst umwendende aufgefaßt werden, weil sie religiös konzipiert war. Mithin ist die Epiphanie des Göttlichen mehr als ein Annex zu dem Grundgeschehen. Sie ist die Bedingung seiner Möglichkeit. Und zwar hat nicht erst die Transzendenz theologische Konnotationen. Den Blick auf ein Göttliches gibt schon die basale Herrschaft frei. Dies um so mehr, als keineswegs ausgemacht ist, ob die angestrebte Befreiung von ihr alle Herrschaft hinter sich läßt. Sie könnte auch auf eine selbst befreiende hinauslaufen. Dann würde die basale gerade als die unterdrückende, die sie ist, auf eine nicht unterdrückende verweisen, in der Sprache einer anderen Tradition ausgedrückt, auf eine βασιλεία τοῦ θεοῦ, *Herrschaft des Gottes*.¹

1.1.2 Methodische Implikationen

Die von dem umrissenen Gedanken angeleiteten Interpretationen kommen nicht ohne eine Zutat aus. Die Wende der Zeit, der geschichtliche Wandel der Zeiten und die Zeitenwende, die zwischen diesen Zeiten oder je in ihnen selbst stattfindet, sind Prozesse, deren Prozessualität weitgehend jenseits der Grenzen des Materials liegt. In bezug auf die Wende der Zeit als solche begnügen sich frühgriechische Dichter damit, sie im Spiegel von Veränderungen zu betrachten, denen Menschen unterworfen sind. Sie erfassen den mit der Zeit selbst vor sich gehenden Wandel nur indirekt, indem sie ihn an der damit eintretenden Verwandlung menschlichen Daseins ablesen. Hiermit vergleichbar ist die hermeneutische Situation, die der Betrachter des geschichtlichen Wandels vorfindet. Läuft dieser Prozeß doch hinter dem Rücken derer ab, die in ihn involviert sind. Selbst wer zum Fortschritt beiträgt, kann davon kein hinreichendes Bewußtsein haben. Das Gesetz des Fortschritts wird ja nur *post festum* erkennbar, in einer Übersicht über die ganze Entwicklung, auch und gerade dann, wenn nach und nach üblich gewordene Verwendungsweisen eines Ausdrucks schon in dessen anfänglichem Gebrauch angelegt waren. Lassen sich doch auch derartige Entwicklungskeime erst nachträglich freilegen. Kaum weniger begrenzt als die Vorgaben für den Gedanken einer Wende der Zeit und eine Rekonstruktion des

¹ Zur Ergänzung der vorstehenden Skizze sei auf (teilweise sich überlappende) Texte hingewiesen, in denen ich die Untersuchung auf andere Weise vorstelle, weniger begrifflich, dafür aber weitläufiger, mit Ausgriffen auf Themen, die in ihren beiden ersten Teilen behandelt werden, und auf das spätere Schicksal des Transzendenzgedankens: (1996a), (1998a), (1998b). In (1998c) stelle ich sie in einen Zusammenhang mit meinen früheren Denkversuchen.

geschichtlichen Wandels sind die für eine Explikation der Zeitenwende. Texte, die der Interpret zusammenstellen muß, um herausarbeiten zu können, wie etwa eine bestimmte Zeit sich in sich selbst umwendet, gehen je für sich kaum über eine Fixierung der Extreme hinaus. Sache der Deutung ist es, die Linie auszuziehen, auf der die Extreme ineinander umschlagen. Mit vorgezeichnet ist lediglich, welches Extrem *terminus a quo* und welches *terminus ad quem* des Umschlags ist. So nötigen uns alle drei Prozesse, ihre Prozessualität selbst hinzu zu denken.

Da eine Auslegung, die solcher Zutat bedarf, leicht ins Bodenlose versinkt, muß ein hinreichender Rückhalt im Material verbürgt sein. Eine Gewähr für 'Bodenhaftung' bietet ihr der Ansatz bei empirisch feststellbaren Zeitausdrücken. Die lexikalische Methode, welcher der Interpret so ansetzend folgt, mag in vielfacher Hinsicht ungenügend sein.² Immerhin verschafft sie ihm die Gewißheit, daß etwas von der Sache, um die es ihm geht, auch ins Bewußtsein der interpretierten Autoren fiel. Man kann schwerlich gänzlich auf sie verzichten, weil anzuerkennen ist, was einst Schadewaldt zu ihrer Anwendung bewog: "Wir halten uns an den Grundsatz, der in der Regel seine Geltung behauptet: daß jeder, der einen Namen findet, auch über die dazu gehörige Sache verfügt."³

Zur Ausschöpfung des Potentials frühgriechischer Zeitausdrücke veranlaßt noch mehr als der Zwang zur Kompensation des Mangels, der textüberschreitenden Interpretationen anhaftet. Schon lange kursiert die Meinung, den frühen Griechen hätte ein einheitlicher Zeitbegriff gefehlt. Sie ist nicht sehr eindeutig. In einem bestimmten Sinne fehlte den frühen Griechen ein einheitlicher Zeitbegriff tatsächlich, in einem anderen nicht. Er fehlte ihnen, sofern sie statt eines zusammenfassenden Wortes nur verschiedene Zeitausdrücke kannten. Er fehlte ihnen nicht, sofern es unter diesen durchaus auch einen gab, nämlich χρόνος, der auf eine die Welt im Ganzen durchdringende und umfangende Zeit zielte. Über die Doppeldeutigkeit hinaus ist jedoch auch und vor allem fragwürdig, in der Mannigfaltigkeit von Zeitausdrücken nichts als ein Defizit zu sehen. Auch wir, die wir über einen 'einheitlichen' Begriff verfügen, beziehen uns damit ja auf unterschiedliche Sachverhalte, so daß eine Realdefinition von Zeit, die nicht einen von ihnen bereits als zeitlichen beansprucht, unmöglich erscheint.⁴ Die

² Zur Kritik ihrer Anwendung auf die frühgriechische Lyrik vgl. Robert L. Fowler (1987), S.5-9. Sie ist auch als Zugangsweise zum Epos kritisiert worden. Darum werde ich auf ihre Problematik im Zusammenhang mit Homer zurückkommen.

³ Wolfgang Schadewaldt (1934), S.144.

⁴ Vgl. Peter Bieri (1972), S.14.

Mannigfaltigkeit der Ausdrücke hat sogar einen Vorteil: Sie läßt die Neigung nicht aufkommen, durch den mystifizierenden Gebrauch des Substantivs 'Zeit' den Schein zu erzeugen, als sei das davon Bezeichnete ein "queer thing"⁵. Im übrigen verbietet jedenfalls die skizzierte Leitidee, Mannigfaltigkeit gegen Einheit auszuspielden. Schon die Unterscheidung zwischen einer Zeitenwende und einer Wende *der* Zeit schreibt den Ausdrücken für die sich ineinander oder in sich selbst umwendenden Zeiten einen Einheitssinn zu. Eine Einheit in der Mannigfaltigkeit setzt erst recht der Gedanke einer übergreifenden Herrschaftsstruktur voraus. Zwar geht er davon aus, daß die Struktur in der Variation der Zeiten mitvariiert wird. Die vorausgesetzte Einheit kann also nicht die eines Oberbegriffs sein, unter den die Zeiten restlos zu subsumieren wären. Aber in Anspruch genommen ist immerhin so etwas wie Wittgensteins 'Familienähnlichkeit'.

Da die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Zeitausdrücke in der Sprache des frühen Griechentums allerdings selbst unausdrückbar ist, kann die Untersuchung bei einer lexikalischen Beschreibung ihres Gegenstands nicht stehen bleiben. Über ihren lexikalischen Ausgangspunkt muß sie in zwei Schritten hinausgehen. Fürs erste wird sie in Richtung auf das hinausgetrieben, was in die je besonderen Ausdrücke nicht miteinfließt. Daß dies gleichwohl Zeit sei, ist notwendigerweise ein vom modernen Verständnis der Sache abhängiges Vorurteil. Indessen will die Untersuchung das Vorurteil abbauen, indem sie ferner einbezieht, was aus heutiger Sicht keinen unmittelbar einsichtigen Zeitsinn besitzt. Auch das für uns Zeitferne muß freilich mit Zeitausdrücken zu verbinden sein. Eine nachprüfbare Verbindung läßt sich nur zu dem herstellen, was im Kontext von Zeitausdrücken steht. So drängt die Untersuchung zu einer Kontexterschließung. Die tendiert ihrerseits zu einer Deutung des gesamten Textes, in welchem Zeitausdrücke verwendet werden. Letztlich müssen uns ganze Texte sagen, was Pindar oder ein archaischer Lyriker unter Zeit versteht. Die lexikalische Methode hat sich in die hermeneutische einer möglichst comprehensiven Textauslegung zu verwandeln. Es versteht sich von selbst, daß einer solchen Hermeneutik in einer auf ein bestimmtes Thema ausgerichteten Untersuchung Schranken gesetzt sind. Man kann in diesem Rahmen nur versuchen, ihr selektiv gerecht zu werden, durch einen Wechsel von eng umgrenzten und weiter ausgreifenden Kommentaren. Im Folgenden werden die Interpretationen außerdem so angeordnet, daß die ganzheitlich orientierten wenigstens in dem eine ungebrochene Transzendenzbewegung verfolgenden, bis an

⁵ Ludwig Wittgenstein (1969), S.6.

den Schlußteil heranzuführenden Hauptstück zunehmend mehr Raum gewinnen.

1.2 Erläuterungen zum Ansatz

1.2.1 Konturierung der Figur einer Wende der Zeit

Die drei Aspekte des einen Themas - die Wende der Zeit, der geschichtliche Wandel der Ausdrücke für bestimmte Zeitformen und die an diesen Formen zu beobachtende Zeitenwende - sind nun noch etwas heller auszuleuchten. Eine Konturierung der ins Material einzuzeichnenden Grundfigur kann bei der Einheit in der Mannigfaltigkeit der Zeitformen ansetzen. Einen gewissen Einheitssinn hat Zeit im frühen Griechentum nicht nur vermöge der die Formen übergreifenden Herrschaftsstruktur. Die Formen kommen auch darin überein, daß sie allesamt eine präsubjektive Realität abbilden. Herrschaftserfahrung und Realitätsannahme gehören zusammen. Denn als Herrschaft wurde im frühen Griechentum eben die den Menschen zuvorkommende Realität der Zeit erfahren. Genauer gesagt: In der Überzeugung, daß Zeit über die Menschen herrsche, schlug sich das Gefühl für ihre wirkende Wirklichkeit am nachhaltigsten nieder. Und dies nicht nur im frühen Griechentum. Bereits in vorgriechischen Kulturen sprach sich das Realitätsgefühl in jener Überzeugung aus⁶, und noch Aristoteles, dem die Realität der Zeit so selbstverständlich war, wie sie allen Griechen geblieben ist, kündigt von ihr in der Sprache des uralten Herrschaftsdenkens⁷.

Die der Zeit mit der Anerkenntnis ihrer Herrschaft zugeschriebene Realität muß man im Auge haben, um ihre Transzendenz richtig zu verstehen. Sicherlich tritt die Transzendenz der Zeit paradoxerweise nicht zuletzt dadurch in Erscheinung, daß das 'Subjekt', der in der Zeit lebende und sie erlebende Mensch, gewissermaßen zu einem Bestandteil ihrer selbst wird. Ein Mensch wird von ihrer Herrschaft ein Stück weit frei, sobald er sich nicht mehr bloß als mit ihr konfrontiert, sondern zumal in sie involviert weiß. Es ist auch keineswegs so, wie

⁶ Vgl. S. G. F. Brandon (1965), bes. S.31-64 ("Time as Deity").

⁷ Auch in seiner grundlegenden Zeitabhandlung *Physik* IV 10-14, so 221a 28-32: *Alles in der Zeit Seiende wird von der Zeit umgriffen (...) und es leidet unter der Zeit, wie wir ja auch zu sagen pflegen, die Zeit bringe zum Verschwinden...* Vgl. zur Realität und Herrschaft der Zeit bei Aristoteles Fred D. Miller (1974), Richard Sorabji (1983), S.7-63 ("The Reality of Time"), bes. 7-16 und 46-51, zur aristotelischen Zeitabhandlung im Ganzen u.a. Paul F. Conen (1964).

uns der Kenner der archaischen Epoche Fränkel glauben machen will, daß ein solches Wissen erst mit dem Ende dieser Epoche aufkäme, in der Tragödiendichtung eines Aischylos.⁸ Indessen kann das Engagement einer sich auf Zeit einlassenden Person niemals die ihr vorgängige Realität aufsaugen. Davon zeugt ihre Involviertheit selbst. Vermag sie sich doch nur dadurch auf Zeit einzulassen, daß sie Mechanismen der Verarbeitung von Herrschaft ausbildet. Ihre Involviertheit setzt demzufolge die Herrschaft und damit die Realität der Zeit voraus. Statt daß ein Mensch sich der Zeit bemächtigen könnte, ist er im Gegenteil in sie verstrickt.

Den unüberwindlichen Primat der Herrschaft bestätigt der in der Zusammenschau einschlägiger Aussagen zu erhebende Befund, daß Zeit für einen Dichterdenker wie Pindar keineswegs nur dann transzendiert werden kann, wenn ihre Herrschaft sich abschwächt. Zeit kann ihre Transzendenz ebensowohl dadurch herausfordern, daß ihre Herrschaft sich verstärkt. Dann wirken Personen nicht kooperierend an ihr mit, sondern in kämpferischer Auseinandersetzung. Verschieden sind die Zeiten auch insofern.

Der *Kairos* (der geeignete Moment) ist das eindeutigste Beispiel für eine Zeit, die ihre Herrschaftsansprüche ermäßigt und damit von sich aus zur Mitwirkung an ihr einlädt. *Chronos* hingegen steht für eine Zeit, in der eine gesteigerte Transzendenz einer ebenfalls potenzierten Herrschaft opponiert. Wohl reproduziert der Weg der Untersuchung zu ihm hin die mit dem Grundgedanken vorgezeichnete Bewegung von der Herrschaft der Zeit zu ihrer Transzendenz. Aber der Weg führt auch auf den Gipfel der Herrschaft. Darum heißt *Chronos* in dem ihm gewidmeten Teil das Herrschende schlechthin, nicht in dem Sinne, daß erst er herrschen würde, aber mit Rücksicht darauf, daß die Herrschaft aller Zeit in der chronischen sich vollendet.

Nun weist nicht nur die Herrschaft der Zeit über das 'Subjekt' hinaus, auch ihre Transzendenz ist keine subjektive Leistung. Wir werden sogar eine Transzendenz kennenlernen, die sich auf keine Weise menschlichem Tun verdankt, sondern Menschen genauso angetan wird wie die von ihr beschwichtigte Herrschaft. Ihr begegnen wir schon am Anfang jenes Weges, und zwar zusammen mit der, die Menschen, wenn auch nicht zu leisten, so doch zu vollziehen haben. Es war demnach richtig zu sagen, daß im Handeln von Personen,

⁸ Hermann Fränkel spricht sogar von einer "Verlagerung der Zeit in den Erlebenen" und meint, sie gehöre "zu der allgemeinen gewaltigen Umschichtung des Bewußtseins, die mit der klassischen Epoche beginnt und schließlich die antike Gesinnung zersetzen wird" (1955a, S.13).

welche der Zeit etwas von ihrer Herrschaft abringen, indem sie sich auf sie einlassen, Transzendenz nur *erscheine*. Erstens gründet ein solches Handeln in einer Transzendenz, über die der Handelnde nicht verfügt, und zweitens ist es bloß eine bestimmte Erscheinungsweise von ihr, neben der es andere gibt. Der Gang der Untersuchung ist, selbst wenn wir vom *Kairos* abssehen, erst nur unvollständig beschreiben, solange wir die in ihm wiedererzeugte Bewegung von der Herrschaft der Zeit zu ihrer Transzendenz lediglich durch den Zusatz differenzieren, daß sie auf eine vollendete Transzendenz hinziele, die auf eine vollendete Herrschaft reagiert. Zu unterscheiden ist dreierlei: die Grundbewegung als solche, die lineare Steigerung ihrer sich wechselseitig überbietenden Pole und außerdem der qualitative Wandel der Gestalten, in denen gleichfalls sowohl die Herrschaft wie die Transzendenz auftreten. Die Herrschaft der Zeit, die den Anfang macht, ist eine strukturell andere als die, welche etwa *Chronos* ausübt, und demgemäß ist auch die ihr antwortende Transzendenz anders verfaßt als die in der Form einer aktiven Mitwirkung ausgetragene. So wie jede bestimmte Zeit auf die ihr eigene Weise herrscht, so wird auch jede auf eine ihr und nur ihr eigentümliche Art transzendiert. Hieraus vor allem resultiert die Mannigfaltigkeit der verschiedenen ausgedrückten Zeitformen, deren Einheit im Grunde nur darin liegt, daß sie alle das Wechselspiel von Herrschaft und Transzendenz widerspiegeln.

Zur Vorvergegenwärtigung des Ganges, den die Untersuchung nehmen wird, bedarf es noch eines letzten Wortes. Es betrifft die Frage, wie die Mitwirkung von Personen an Zeit sich zu deren Transzendenz verhalte. Ebenso wenig wie wir uns mit einem vom Gestaltwandel der Zeitformen abstrahierenden Vorentwurf der zu durchlaufenden Bewegung zufriedengeben können, genügt die Auskunft, die Mitwirkung sei in einer präpersonalen Transzendenz fundiert und im übrigen von der fundierten lediglich eine bestimmte Erscheinungsweise. Die einvernehmliche oder gegenstrebige Teilnahme von Personen am Zeitgeschehen tritt nämlich ihrerseits in zwei Gestalten auf, von denen nur die erste ein Modus von Transzendenz ist. Die zweite hat zur Transzendenz eine kompliziertere Beziehung. Die folgt aber einsichtig aus der Verfassung der basalen Wende. Weil die Wende nicht ins Zeitlose hinausführt, sondern wieder bei Zeit ankommt, schließt sie eine Rückwendung ein. Durch sie kommt es dazu, daß Zeit mit ihrer Transzendenz gewissermaßen innehält. Auch das - nicht mit Stillstand zu verwechselnde - Innehalten bedarf einer Mitwirkung derer, die sich in der Zeit einrichten. Die zweite Gestalt der Mitwirkung ist auf Transzendenz spannungsreicher bezogen, sofern das Innehalten einerseits mit zur transzendierenden Gesamtbewegung

gehört, andererseits aber eine zurücklaufende Gegenbewegung initiiert. Beides versucht der Titel des dem *Kairos* gewidmeten Schlußteils der Untersuchung zu treffen: Eine *Inversion* der Transzendenz setzt diese weder bloß fort noch aus.

Näher betrachtet, ereignen sich im Verlauf der Gesamtbewegung sogar zwei derartige Gegenstöße. Der als Inversion bezeichnete Gegenstoß ist unmittelbar eine Reaktion auf die vollkommenste Transzendenz, die, welche *Chronos* provoziert. Da diese Art von Transzendenz deshalb die vollkommenste ist, weil sie eine Mitwirkung von zeitverhafteten Personen freisetzt, sind die Gestalten von Mitwirkung mehr als nur voneinander verschieden; sie sind gegeneinander gerichtet. Einen entsprechenden Gegenzug macht Zeit aber bereits im Verhältnis zu den temporalen Verhältnissen, mit deren Analyse die ganze Untersuchung beginnt. Wendet das Ergreifen des *Kairos* die Transzendenz *chronischer* Zeit nach innen, so τὸ ἐξαίφνης, das *Plötzlich*, die Transzendenz der *Tageszeit*. Dem folgt die Aufteilung der Untersuchung in zwei Bücher. Im Titel des ersten Buches zielt das auf den Schlußteil dieses Buches anspielende *in den Tag hinein*, das die Reflexion der Bewegung *über den Tag hinaus* nachbildet, auf ein Analogon zu der Inversion der Transzendenz, mit welcher der Schlußteil des zweiten Buches betitelt ist. Nur kann dieser Schluß der des Ganzen sein, weil in ihm auch zur menschlichen Angelegenheit wird, was am Ende der ersten Teilbewegung noch weithin über die Menschen hinweg geschieht.

Damit in den Ausführungen zur übergreifenden Zeitwende genug der Antizipationen. Soweit die Untersuchung sich überhaupt vorwegnehmen läßt, müssen weitere Ankündigungen den ergänzenden Bemerkungen zu den erscheinungsnäheren Dimensionen des Zeitgeschehens vorbehalten bleiben. Nachdem aber immer mehr von dem Reichtum ausgebreitet worden ist, an dem dank der Formenvielfalt griechisch gedachter Zeit auch ihre Grundverfassung teilnimmt, ist noch einmal auf ihren die Mannigfaltigkeit durchwaltenden Einheitsinn zurückzukommen, von einer Seite, die Entscheidendes an der Wende selbst zu erkennen gibt. Von früh an hat das "ahistorische Volk" (Oswald Spengler) unter Zeit in Wirklichkeit eine verstanden, die in ihrer Grundverfassung geschichtlich ist. Damit soll nicht behauptet werden, daß es keine Naturzeit gekannt hätte. Die Zeit, die man gewöhnlich für die genuin griechisch aufgefaßte hält, die 'zyklische', ist ja sogar ausschließlich an Naturvorgängen wie Entstehen und Vergehen oder Wachsen und Verfallen wie auch an der periodischen Wiederkehr solcher Vorgänge abgelesen, und obwohl abwegig ist, das griechische Zeitverständnis auf eine derartige Naturrhythmik

festzulegen⁹, trifft doch zweifellos zu, daß 'die Griechen' an ihr ein besonderes Interesse nahmen. Gleichwohl beginnt Geschichte für sie nicht erst da, wo aus postantiker Sicht Naturzeit in Geschichtszeit übergeht. Ursprünglicher als eine Geschichtszeit, die sich aus ihrem Gegensatz zu einer Naturzeit definiert, war für sie eine Zeit, die Geschichte *ist* und nur darum eine distinkt geschichtliche aus sich entlassen kann. Auch insofern war ihnen das Abstraktionsprodukt 'Zeit überhaupt' fremd. Die Einheit in der Mannigfaltigkeit ihrer Ausdrücke für die Sache erwächst nicht aus Abstraktion von Geschichte, sondern im Gegenteil daraus, daß alles so mannigfaltig Ausgedrückte von urchzeitlicher Geschichtlichkeit mehr oder weniger durchdrungen ist.

Die Auffassung der Zeit selbst als Geschichte hat den Entwurf einer *Zeitwende* erst ermöglicht. Nur einer in ihrer Substanz geschichtlichen Zeit kann man nachsagen, daß sie sich in sich umwende. Freilich ist das Geschichtliche an ihr das Ungedachte im griechischen Zeitkonzept. Ans Licht heben muß die philosophische Explikation dieses Konzepts darum auch die anvisierte Urgeschichte durch eine Zutat, nicht anders als die Wende selbst. Daß das "ahistorische Volk" immerhin einen Zugang zu ihr fand, verdankte es einem Umstand, der uns Modernen wiederum rein defizitär anmutet, nämlich seiner Weigerung, Zeit von dem in ihr Geschehenden abzutrennen. Was Fränkel am Epos hervorhob: daß es zeitliche Inhalte mit in die Zeit selbst legte, das kennzeichnet genauso die gesamte frühgriechische Lyrik bis hin zur Dichtung Pindars: "Die Zeitbegriffe bei Pindar umfassen den Inhalt des Geschehens in der Zeit mit."¹⁰ Nicht theoretische Reflexion, die 'Naivität' dieser Vorannahme bewahrte die Griechen vor dem Irrglauben, Geschichte sei eine sekundäre Qualität einer gegen sie indifferenten Zeit.

1.2.2 Hinweise auf den geschichtlichen Wandel

Im Haupttext präsentiert die Untersuchung Interpretationen zu Pindar und zur archaischen Lyrik.¹¹ Das *und* verweist auf eine reale Zäsur, die je nach dem Blickwinkel, aus dem man die Epoche zwischen Epos

⁹ Arnaldo Momigliano (1966), bes. S.25-29, vertritt sogar die These, daß der gesamten Historiographie der Griechen bis einschließlich Polybios die Vorstellung einer 'zyklischen' Zeit ganz fremd war.

¹⁰ Hermann Gundert (1935), S.114 Anm.16.

¹¹ Wenn im Folgenden von *frühgriechischer* Lyrik die Rede ist, so sind beide zusammen gemeint, Pindar und seine archaischen Vorgänger. Der Begriff *Lyrik* ist eigentlich ein Modernismus, der literarische Formen mitumfaßt, die den frühen Griechen selbst nicht als lyrische galten. Zu den unter ihn subsumierten Formen vgl. Fowler (1987), S.86-103, der auch ihre Namen katalogisiert und erklärt (S.91-103).

und Tragödie betrachtet, entweder so sich darstellt, daß Pindar eine spätarchaische Phase repräsentiert, oder so erscheint, daß sie den Übergang von der archaischen zur klassischen Literatur markiert. Die Untersuchung will diese Grenzlinie nachziehen. Ihr zufolge zeichnet sich der Vollstrecker oder Erbe archaischer Lyrik durch zweierlei aus. Erstens vollzieht er die Wende von einer reinen Herrschaft der Zeit zu einer, die durch deren Transzendenz aufgebrochen ist. Nicht daß der Transzendenzgedanke in der ihm vorausgegangenen Lyrik noch gänzlich fehlte. Aber erst Pindar führt ihn so vollständig durch, daß aus seinem Werk das Gesamtkonzept eines Umschlags von der Herrschaft der Zeit zu deren Transzendenz ersichtlich wird. Zweitens konturiert erst er die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Zeiten so scharf, wie es für eine Rekonstruktion nötig ist. In der Summe seiner Gedichte sind alle Zeiten versammelt. Zudem bieten sie sich bei ihm in einer nie dagewesenen Differenziertheit dar. Ferner unterwirft er sie schöpferischen Umdeutungen, die an ihnen ein bis dahin verborgenes Potential aufdecken. Schließlich reichert er das überkommene Reservoir durch Zeiten an, die zwar schon vor ihm angerührt wurden, aber erst mit seiner Hilfe in die ihnen gebührende Stellung einrücken.

Beides zusammen - Pindars Ausbildung des Gedankens einer Transzendenz der Zeit und seine versammelnde, differenzierende, sinn-schaffende, ergänzende Arbeit an ihren Formen - erlaubt es, ihn zum Vorbild zu wählen und auf ihn auch den Gang eigentlich archaischer Lyrik auszurichten. Zwar ergibt sich aus der Synopse seiner Aussagen zur Zeit kein strikt systematischer Zusammenhang. Noch weniger ist aus ihr ein innerer Aufbau der frühgriechischen Zeitauffassung insgesamt abzuleiten. Aber die Zeitformen treten durch die sie verbindende Idee einer Transzendenz der herrschenden Zeit in eine Konstellation, durch welche die Grundfigur der Zeitwende hindurchscheint. Darauf dürfen wir insbesondere deswegen hoffen, weil sie sich im Hinblick auf Pindar so anordnen lassen, wie es der chronologischen Abfolge ihrer eigenen Herrschaft entspricht, das heißt: gemäß der Reihenfolge, in der sie jeweils dominant geworden sind. Den Gang frühgriechischer Poesie bildet die Untersuchung ab, indem sie nacheinander maßgeblich gewordene Zeitausdrücke auch nacheinander zum Leitfaden für die Auslegung von Texten nimmt, dies aber so, daß sie von Pindar als demjenigen ausgeht, der den Bedeutungsgehalt solcher Ausdrücke voll ausgeschöpft hat. In diesem Sinne spiegelt das Konzept Pindars dann doch die Logik der zu ihm hinführenden Entwicklung wider. Es enthüllt das Gesetz, nach welchem der geschichtliche Wandel als Fortschritt zu beurteilen ist.

Die Orientierung an Pindar ist auch mitentscheidend für die unter den Vertretern archaischer Lyrik zu treffende Auswahl. Aber Hauptauswahlkriterium ist deren Ergiebigkeit fürs Zeitdenken. Selbstverständlich bleibt beim Anlegen dieses Maßstabs vieles unberücksichtigt, das an alternativen Kriterien gemessen durchaus beachtenswert wäre. Die Ausklammerung so prägender Autoren wie Kallinos, Tyrtaios oder Stesichoros wäre in einer anders ausgerichteten Untersuchung vielleicht nicht zu rechtfertigen. Innerhalb ihrer Grenzen als Zeitstudie erhebt die vorliegende jedoch insofern einen Vollständigkeitsanspruch, als sie von Pindar und der archaischen Lyrik alles erfassen möchte, was hinsichtlich des Themas Zeit die Beachtung des Philosophen verdient. Trotzdem wird man das eine oder andere vermissen. Nach Ausführungen zu dem berühmten Nachtwachengedicht (fr. adesp. 976 PMG)¹², früher wie selbstverständlich Sappho (fr.94 D) zugeschrieben, wird man ebenso vergeblich suchen wie nach einem Kommentar zu Pindars Appell γένοι, οἷος ἐσοῖ μαθών (P.2.72), gern aufgefaßt als Vorwegnahme des modernen Aufrufs *Werde, der du bist!* Der Pindarische Imperativ ist kein Gegenstand der Untersuchung, weil die Zeitrelevanz, die er tatsächlich hätte, wenn er die neuere Ethik des Selbstwerdens vorwegnähme, ordnet man ihn in seinen Kontext ein, nicht gegeben zu sein scheint.¹³ Das Sappho-Gedicht bleibt außer Betracht, weil mehr als wahrscheinlich ist, daß es aus dem Hellenismus stammt und sein Leitwort wohl auch nicht als ὥρα, *Stunde*, zu lesen ist.¹⁴ Über die Zugehörigkeit von Texten zum Thema

¹² Das Gedicht lautet: δέδυκε μὲν ἅ σελάνα / καὶ Πληιάδες, μέσαι δὲ / νύκτες, παρὰ δ' ἔρχεθ' ὥρα / ἐγὼ δὲ μόνα καθεύδω, in der Übersetzung von Latacz: *Gesunken ist der Mond und die Pleiaden. Mitternacht. Vorbei geht die Stunde - und ich schlaf' allein.*

¹³ So schon Ulrich von Wilamowitz-Moellendorff (1913), S.173, (1922), S.290, und im Anschluß an ihn Schadewaldt (1989), S.333, der das im Text nicht mitübersetzte, kontrovers diskutierte μαθών mit den Worten wiedergibt: ... *so wie du es gelernt hast.* Pindar ruft nicht auf zur Verwirklichung je eigener Möglichkeiten, sondern fordert eine der Herkunft und Erziehung gemäße Selbstdarstellung vor anderen, eine "outer manifestation in act" (Lewis Richard Farnell [1932], S.129). Vgl. zu dem für den Sinn der Stelle maßgeblichen Kontext auch Thomas K. Hubbard (1990).

¹⁴ Vgl. Richard Jenkyns (1982), S.77-80; Paula Reiner und David Kovacs (1993). Demgemäß, daß ein Epigramm des Asklepiades den dritten Vers mit φυλακή wiedergibt, übersetzte Schadewaldt (1950), S.45, ὥρα (aiolisch ὄρα) mit *Wache*. Versuche einer Verteidigung der Authentizität, wie sie J. T. Hooker (1977), S.36-38, unternommen hat, überzeugen mich nicht. Es ist allerdings zu unterscheiden zwischen der Frage nach dem Alter des Gedichts und dem Problem der Bedeutung des Leitworts. Die These von H. Hoffmann-Loss (1968), daß zwar nicht die modern als chronometrische Größe aufgefaßte Stunde gemeint sei, wohl aber eine im Sinne von Wendungen wie *von Stund an* oder *bis zur Stunde*, mag zu weit gehen. Sinnvoll scheint immerhin, mit Max Treu (1958), S.212, überhaupt an einer "zeitlichen Bedeutung" festzuhalten. Das Gedicht würde dann in der Tradition von Homer stehen, bei dem ὄρη, wie zu

entscheidet eben ihr auch geschichtlich definierter Zeitindex. Ein Anrecht auf Thematisierung haben nur die Texte, die sich mit Sicherheit in die mit der Evolution der Zeitformen synchronisierbare Entwicklung frühgriechischer Überlegungen zur Sache einordnen lassen.

Den Anfang in der Darstellung der Zeitformen macht die Zeit als *Tag*, episch ἡμᾶρ, später ἡμέρα oder, in Pindars Dialekt, οὔερα. Der bestimmende Grund hierfür kann nach allem Gesagten nur sein, daß die als Tag aufgefaßte Zeit auch historisch am Anfang stand, zwar keineswegs monarchisch, sondern von vornherein eingebunden in ein Ensemble von Zeitformen, aber doch als die, welche in diesem Ensemble die Hauptrolle spielte. Der Homer-Abschnitt der Vorbemerkungen wird über die Art ihrer ursprünglichen Dominanz nähere Auskunft erteilen. Sicherlich gibt es noch andere Umstände, die es als geradezu zwingend erscheinen lassen, mit dem 'Tag' auch in der Darstellung anzufangen. Sie sind indessen alle im ersten Grund angelegt, sei es als Folgerscheinungen der geschichtlichen Anfänglichkeit des Tages, sei es als Sachverhalte, aus denen diese sich ihrerseits begründen läßt. Ein weiterer Grund für den Ansatz bei der Zeit als Tag ist, daß sie die lyrische Kunstform selbst prägt.¹⁵ Ich-Dichtung war Lyrik bei den Griechen nur sekundär, nur in der Konsequenz dessen, daß das dichtende Ich eines Tages innewurde, von dem es sich beherrscht fühlte. Insofern kann man dies, daß es zu ihr kam und nicht zu einer anderen Kunstform, als Folge ihrer Herkunft aus einem tagbestimmten Epos auffassen. Schließlich nötigt zum darstellungsmäßigen Anfang mit dem Tag auch und vor allem das fast unbegrenzte Fassungsvermögen dieser Zeitform. Ihrer Kapazität hatte sie aber schon ihre noch vor Anbruch der lyrischen Epoche erlangte Herrschaft zu verdanken.

Der letzte Punkt ist noch etwas genauer auszuführen. Denn allein aus ihm wird verständlich, wieso das ganze erste Buch direkt oder doch zumindest indirekt vom Tag handelt, direkt, sofern es dessen Herrschaft beschreibt, indirekt, sofern es im Nachvollzug von Bewegungen über ihn hinaus oder in ihn hinein Weisen seiner Transzendenz erörtert. Dabei bringt es vieles zur Sprache, was mit Zeit scheinbar wenig oder nichts zu tun hat. Versuche zur Erhellung des

zeigen sein wird, dem bei Pindar temporalisierten καιρός nahekommt. Vgl. zu dem Gedicht auch Benedetto Marzullo (1958), S.1-60.

¹⁵ Vgl. Fränkel (1962), S.148: "Das lyrische Gedicht steht in gewissem Sinne im Dienst des 'Tages'..." Die Form lyrischer Dichtung ist in der anzustellenden Untersuchung nicht in dem Maße Thema, wie es an sich auch unter dem Gesichtspunkt der Zeit notwendig wäre. Eine Vertiefung des Themas überlasse ich der Literaturwissenschaft.

frühgriechischen Zeitverständnis, die sich davon entlasten, derlei miteinzubeziehen, sind zum Scheitern verurteilt. Die der Tag-Zeit eigene Ursprünglichkeit, auf der ihre Anfänglichkeit basiert, liegt nämlich darin, daß sie das Menschendasein durchherrscht, tendenziell in der Totalität seiner Erscheinungen. Darum muß, wer ihrer habhaft werden will, eben das von ihr durchherrschte Dasein in den Blick nehmen. Gewissermaßen muß er es sogar statt ihrer selbst ins Auge fassen. Hat doch die Tag-Zeit ihre elementare Wirklichkeit in den Wirkungen, die sie auf die Menschen ausübt. Hieraus ist zu erklären, daß die Lyrik, die sich dieser Elementarmacht vergewissert, einerseits im Vergleich mit dem Epos verstärkt auf das Leben der 'Eintagsgeschöpfe', der ἐπήμεροι (Semonides) oder ἐπάμεροι (Pindar) achtet, derer, auf denen der Tag lastet, andererseits aber mit dem Wort für den Tag, mit ἡμέρα oder ἄμέρα, sparsamer umgeht als das Epos mit ἦμαρ.

Wenn die Wirklichkeit, welche die Tag-Zeit in ihren Wirkungen auf die Menschen hat, als ihre elementare bezeichnet wurde, so in Abhebung davon, daß sie letztlich in die Gesamtwirklichkeit, auch die außermenschliche, 'ausstrahlt', wenn sie auch nicht mit ihr zusammenfällt. Mit dem Tag meinen die Griechen am Ende die zeitliche Verfassung der Realität im Ganzen. Die Ausdehnung des Geltungsbereichs von ἦμαρ auf diese läuft über den griechischen Schicksalsbegriff. Der einer schicksalhaften Zeit gewidmete Schlußteil des ersten Buches stellt die Bewegung *in den Tag hinein* nicht nur dar, sondern vollzieht sie auch selbst. Er macht einen Schritt hinter den darstellungsmäßigen Anfang zurück, indem er gleichsam nachholt, daß die Griechen das Dem-Tag-Ausgesetztsein der menschlichen Existenz auf ein Ausgeliefertsein ans Schicksal zurückführen. Auch der nachträglich eingeholte Voranfang ist, was er ist, zugleich in geschichtlicher Konkretion. War doch schon im Epos die Erfahrung der Zeit als Tag von ihrer Deutung als Schicksalszeit angeleitet. In alledem liegt übrigens nicht, daß die Bewegung in den Tag hinein keine neue Zeitform ans Licht brächte. Aber die im Schlußteil des ersten Buches sich abzeichnende Zeitform des *Plötzlichen*, das inmitten der Schicksalszeit aufbricht, ist ihrerseits durch Uranfänglichkeit gekennzeichnet. Plötzlichkeit wird sich als Ereignismodus der Art von Transzendenz erweisen, auf der die vorher zu erläuternde, die über den Tag hinauszielende, basiert.

Viel später als die Tag-Zeit wurde die mit dem Wort χρόνος ausgedrückte, die *chronische*, dominant. Obwohl schon Homer ein deutliches Bewußtsein von ihr hatte, erwarb sie erst im sechsten Jahrhundert das Ansehen, die maßgebliche Zeit zu sein. Ihr damals erworbenes Ansehen verfestigt sich in den späteren Kulturen des

Okzidents zu dem Ruf, Zeit schlechthin, *die* Zeit, zu repräsentieren. Dazu mag ihr mitverholfen haben, daß sie von Anfang an Züge trug, die am ehesten auf so etwas wie eine umfassende Weltzeit deuteten. In Wahrheit freilich hat die Moderne den ihr selbstverständlich gewordenen Zeitbegriff auf dessen Ursprung zurückgespiegelt. In Vergessenheit geriet dabei nicht nur, wie sehr χρόνος trotz aller Anklänge von der ihm nachempfundenen Zeit verschieden ist; man vergaß vor allem seine innere Verschiedenheit, dies, daß er selbst in verschiedene Gestalten zerfällt. Um so stärker ist zu betonen: Das ihm zuge dachte Wort bezeichnet eine *bestimmte* Zeitform wie jeder andere Ausdruck für temporale Verhältnisse auch.

Die Zeitsprache der frühen Griechen hatte eine zweifache Geschichte. Zu der Entwicklung, in welcher die chronische Zeit dominant wurde, kam deren eigene Entwicklung hinzu. Die Auffassung der Zeit als χρόνος machte einen Wandel durch, dem keine Zeitform sonst unterworfen war. Bereits im Verhältnis von Solon, Simonides und Bakchylides sorgt sie für erhebliche Differenzen; alle drei verwenden das Wort auf je eigene Weise. Aber zwischen den Konzeptionen dieser Autoren und dem Konzept Pindars tut sich eine so tiefe Kluft auf, daß die moderne Vorstellung von einem schlicht identischen Begriff vollends in Schein zergeht. Ist es doch insbesondere χρόνος, an dem Pindar seine Kraft zur Umdefinition von Zeitwörtern erprobt. Gleichwohl hält sich in allem Wandel auch etwas durch. Zeit wurde im Bewußtsein der Griechen eine primär chronische, als ihre Herrschaft eine neue Qualität annahm. Alle Ausprägungen der chronischen waren dann Erscheinungsweisen ihrer qualifizierten Herrschaft. Dies trifft auch auf ihre Pindarische Sonderform zu. Nur fällt in bezug auf sie besonders ins Gewicht, daß Pindar, über vergleichbare Ansätze seiner Vorgänger weit hinausgehend, eine von unterdrückender Herrschaft befreiende Transzendenz ins Spiel bringt. Die Überlegungen zur Tag-Zeit im ersten Buch und die Analysen der Chronos-Zeit im zweiten entsprechen einander, weil hier und da beides, die Herrschaft der Zeit und ihre Transzendenz, paradigmatisch vorgeführt wird.

Der *Kairos* beschließt mit dem zweiten Buch das Ganze, weil er diejenige Zeitform darstellt, die am spätesten als solche hervorgetreten ist. In seinem Fall gehört die Geschichte des Wortes so sehr zur Sache, daß sie ihre Behandlung in deren Kontext verlangt. Darum genügt im Rahmen dieser Vorbemerkungen ein ergänzender Hinweis. Es ist nicht nur so, daß der eigentlich erst von Pindar entfaltete Zeitsinn des Ausdrucks mehr oder weniger verborgen schon in dessen früheren Bedeutungen lag. Der explizit temporalisierte *Kairos* war

zudem, wie die Ausleuchtung des epischen Hintergrunds zeigen wird, von Anfang an in anderen Zeitausdrücken gegenwärtig. Auch *Chronos* barg ihn.¹⁶ Zu den semantischen Funktionen solcher Zeitausdrücke zählte die, welche zuletzt an den gesonderten Ausdruck übergang, gar nicht einmal bloß am Rande. Aber sobald die anfänglich mit der Aufgabe einer Anzeige auf die Kairos-Zeit betrauten Ausdrücke diese Funktion abgaben, veränderte sich zugleich das Gesamtprofil ihrer Semantik. Sie wurden nicht nur um ihren Kairos-Sinn ärmer, sondern entwickelten sich auch nach ihrem verbleibenden Bedeutungsbestand in eine andere Richtung. Man darf hierin wohl einen Differenzierungsprozeß sehen, der die Geschichte des frühgriechischen Zeitverständnisses im Ganzen kennzeichnet. Zeit hat sich im Laufe dieser Geschichte zunehmend mehr ausdifferenziert.

Hiermit ist der Gang der Untersuchung vorgezeichnet. Jedem mit der Materie Vertrauten fällt auf, daß zwei Zeiten, die man in diesem Zusammenhang erwartet, unerwähnt geblieben sind: ὥρα und αἰών. Sie bilden auch keine Stadien, welche die auszuführende Untersuchung durchliefe. Die Gründe hierfür sind aber unterschiedlicher Art. Am geschichtlichen Wandel von *Hora* interessieren nur sein Ausgangs- und sein Endpunkt. Der Homer-Abschnitt wird Gelegenheit geben, beide zu fixieren. Darum konnte ὥρα hier fehlen, ebenso wie die ihr nahe verwandten, der Jugend und den jeweiligen Lebensaltern eigenen Zeiten ἥβη und ἀλικία, von denen allerdings, da sie weniger geschichtsträchtig sind, auch im Haupttext nur jeweils bei Bedarf die Rede sein soll. Ganz anders steht es um den *Aion*, den ebenfalls schon das Epos streift, aber im Vorgriff auf eine bis in die christliche Theologie hineinreichende Geschichte, deren Wendungen und Windungen nachzuzeichnen sehr wohl lohnend wäre. Wir müssen uns gleichwohl auf das konzentrieren, wofür er beispielhaft steht: die Zeitenwende.

1.2.3 Situierung der Zeitenwende

Auf eine Zeitenwende im erläuterten Sinne des Wortes deuten mehrere im frühen Griechentum gebräuchliche Ausdrücke. Auch auf dem durch χρόνος abgesteckten Felde findet sie statt. Sie ist das geheime Geschehen hinter dem geschichtlichen Wandel, der hinsichtlich der chronischen Zeitform auf dem Wege von Simonides über Bakchylides zu Pindar eingetreten ist. Was sich da abspielt, ist eine Wende in der für die Chronos-Zeit kennzeichnenden Herrschaft. In diesem Fall hat

¹⁶ Ein Beispiel dafür ist Alkaios, fr. 117 D. Vgl. Silvio Accame (1961), S.384f.; Anne Pippin Burnett (1983), S.144f.

also die Umwendung einer bestimmten Zeit eine geschichtliche Dimension. Allerdings sind die Pole, zwischen denen Chronos sich da umwendet, nicht *nur* auf verschiedene, weniger historisch, aber sachlich aufeinander folgende Autoren verteilt. Bei Bakchylides finden wir *beide* Pole, und die Bewegung, die Chronos in einer der großen Zeitoden Pindars, der zehnten olympischen vollführt, wiederholt gewissermaßen seine von der Geschichte vorexerzierte Metamorphose.

Indessen ist der Hauptausgangsort der Zeitenwende doch der *Aion*. Daß die Rede erst jetzt auf ihn kommt, ist nicht zuletzt darin begründet. Mit χρόνος und καιρός gehört die als αἰών angesprochene Zeit zunächst einmal insofern ans Ende, als auch sie erst in der mit Simonides anhebenden Spätphase lyrischer Dichtung im ganzen Umfang ihrer Bestimmungen erscheint. Die Differenzierungsarbeit, die Pindar allen Zeitformen angedeihen ließ, ist besonders ihr zugute gekommen. Bei ihm wächst dem Wort eine solche Fülle von Bedeutungsnuancen zu, daß es in seinem Munde, wie ein italienischer Historiograph in etwas waghalsigem Deutsch sagt, eine "hochtönige" Vokabel wird, das heißt wohl: eine, in der unendlich vieles mit anklingt.¹⁷ Infolgedessen ist es unmöglich, den semantischen Reichtum des Wortes schon hier auszuschöpfen oder auch nur eine allgültige Definition zu geben. Im Anschluß an Homer wird zu skizzieren sein, wie Pindars Aion-Begriff sich gegen den epischen Hintergrund abhebt, und in den Interpretationen des Haupttextes werden weitere Erläuterungen folgen. Im gegenwärtigen Zusammenhang kann es allein um die Idee der Zeitenwende gehen. Aber die Durchgegliedertheit der Pindarischen Konzeption resultiert zum guten Teil eben aus der Ausfächerung dieser Idee.

Eine Zeitenwende zeichnet sich am Horizont von Pindars *Aion* in drei verschiedenen Konfigurationen ab. In alle geht diese Zeitform als in sich gegensätzliche ein, ausgespannt zwischen positiven und negativen Polen. Erstens beschreibt Pindar eine Zeitenwende in einem und demselben Text allein mittels des Ausdrucks αἰών, zweitens charakterisiert er sie ebenfalls in identischen Texten derart, daß er nur den Zielpunkt als αἰών bezeichnet, den Ausgangspunkt hingegen mit einem anderen Zeitausdruck, und drittens verfaßt er getrennte Texte, in denen er αἰών so verwendet, daß sie sich durch unseren Gedanken aufeinander beziehen lassen. Die erste der Konfigurationen bedarf keiner Auslegung, weil sie für sich selbst spricht. Auch die zweite ist jedenfalls insofern kaum interpretationsbedürftig, als ein Pindar-Text, der nur das Ziel durch αἰών markiert, im Verfolgen eines Umschlags

¹⁷ Vgl. Enzo Degani (1961), S.46.

hinreichend deutlich zeigt, daß es sich in der Tat um eine Zeitenwende handelt. Was diese zweite Konfiguration betrifft, so genügt eine vorausgreifende Anmerkung über die Stellung der Aion-Zeit im Ganzen der Untersuchung. Obwohl die Aion-Zeit nach ihrer eigenen Verfassung ans Ende gehört, wird sie schon am Anfang in den Blick zu nehmen sein. Es ist nämlich die Tag-Zeit, von der Pindar sie absetzt. So ist sie bereits im ersten Buch anzuvisieren, als das Woraufhin der transzendierenden Bewegung, die über den Tag hinausstrebt.

Die dritte Gestalt aionischer Zeitenwende konfrontiert den Interpreten demgegenüber mit größeren Schwierigkeiten. Mit ihr meldet sich auf der Erscheinungsebene der Aion-Zeit das zu Beginn allgemein gekennzeichnete Erfordernis wieder, Wesentliches hinzuzudenken. Sie verlangt vom Interpretieren eine Zutat von der gleichen Art wie die, zu der ihn schon die fundamentale Wende der Zeit selbst nötigt. Schließt doch die Getrenntheit der Texte aus, daß eine wie auch immer zu deutende Verbindung zwischen dem *Aion* des einen Textes und dem des anderen mitvorgegeben ist. Wer zwischen ihnen eine Verbindung herstellt, die er zudem als Wende begreift, muß rechtfertigen, wieso er in dem einen den Anfang, im andern das Ende sieht. Es wurde behauptet, daß die einschlägigen Texte auch dafür noch eine Handhabe böten. Nun sind die Vorgaben für die Situierung der Extreme in den der Aion-Zeit gewidmeten Texten besonders eindeutig. Schon oft wurde auf die Schicksalhaftigkeit des Pindarischen Aion hingewiesen.¹⁸ Näher betrachtet, ist schicksalhaft freilich immer nur der negative Pol. Dessen Schicksalhaftigkeit geht aus seinen Attributen klar hervor. Was aber schicksalhaft bestimmt ist, das ist auch vorgegeben, also notwendigerweise Ausgangspunkt. Den positiven Pol hingegen zeichnet aus, daß er sich ereignet. Er ist also mit derselben Notwendigkeit Resultat eines Prozesses. Zu dem positiv gewerteten Aion kann es nur in einer Zeitenwende kommen.

All dies wirft ein Licht sowohl auf die basale Wende der Zeit wie auch auf den geschichtlichen Wandel der Zeitformen. Platon wird den Aion zu einer göttlichen Zeit erheben, von der Chronos nur ein Bild ist. Er zieht damit eine Konsequenz aus dem Entwurf Pindars.¹⁹ Denn mit dem Geschehen, aus dem der End-Aion bei Pindar generiert, bricht im tiefsten Grunde ein Göttliches in die Menschenwelt ein. So enthüllt ein Vorblick auf Platon in eins mit der geschichtlichen Rele-

¹⁸ Am nachdrücklichsten vielleicht von Erich Thummer (1969), S.63.

¹⁹ Den platonischen Aion von Pindar her zu verstehen, dürfte aussichtsreicher sein als der von André-Jean Festugière (1949) unternommene Versuch, ihn auf Empedokles, DK 31 B 17.11: ἐμπεδος αἰών, zurückzuführen. Vgl. zu Aion bei Platon auch Rémi Brague (1982), S.55-63.

vanz dieses Entwurfs auch dessen Bedeutung für die Basisformation Pindarisch gedachter Zeit. Haben wir es doch bei jenem Geschehen mit der Epiphanie des Göttlichen zu tun, als welche die Wende der Zeit selbst letztlich zu denken ist. Aber die Geschichte des Ausdrucks αἰών beginnt schon mit Homer, und es wird sich zeigen, daß schon in ihrem Frühstadium angelegt ist, was Pindar, allerdings auch im Gegenzug, entfaltet.

© Verlag C.H.Beck

²⁰ Fränkel (1955a), S.1. Gemeint ist in der ganzen Untersuchung stets *Hermann* Fränkel, nicht Eduard.

²¹ Williams (1993), S.22. Vgl. Snell (1986a). Williams zitiert allerdings nach Eric R. Dodds (1951), S.20 Anm.31. Der kritisierte Satz findet sich im Original so nicht.

Fränkels Interpretation der epischen Zeitauffassung übertragen. Problematisch ist für Williams bereits, überhaupt aus der Sprache der Epen auf deren begriffliches Schema schließen zu wollen, noch problematischer, aus dem Fehlen eines Wortes das Fehlen der entsprechenden Vorstellung herzuleiten. Es sei nämlich ein Unterschied, ob wir uns an das halten, was in einem Text steht, oder zur Basis unserer Schlüsse machen, was wir darin *nicht* finden.²² Gegen das letztere scheint Williams den Verdacht zu hegen, daß das Unauffindbare lediglich ein Begriff ist, den der spätgeborene Leser aus seiner Welt mitbringt, also in dem uns interessierenden Fall ein auf Homer retrojizierter Zeitbegriff. Einem solchen Verdacht setzt sich Fränkels Befund einer fast völligen Zeitindifferenz tatsächlich aus.

Schon vor dem Homer-Buch des Sprachanalytikers haben freilich Erzähltheorie und Theorie oraler Literatur einen anderen nicht mehr rein lexikalischen Zugang zur epischen Dichtung eröffnet.²³ Ihre Vertreter achten nicht so sehr auf Homers *Zeitauffassung* als auf seine *Zeitgestaltung*. Mit dieser Blickänderung sind Dinge sichtbar geworden, die einem Interpreten wie Fränkel verborgen bleiben mußten. Hatte Fränkel gemeint, das Tempo, in welchem Homer von Vorgängen berichtet, entspreche in der Regel dem Tempo der berichteten Vorgänge selbst, so kam jetzt an den Tag, daß er die Erzählzeit, durch Raffung oder Dehnung, in großem Stil gegen die erzählte abzuheben weiß. War Fränkel der Meinung, die Darstellung des Troischen Krieges oder der Irrfahrten des Odysseus schreite überall stetig fort, so haben uns die neueren Methoden sehen gelehrt, wie sie die Geradlinigkeit fast durchgängig durch Rückwendungen und Vorausdeutungen aufbricht.²⁴ Hatte Fränkel einen "festen zeitlichen Rahmen" vermißt, so wurde immer deutlicher, daß in den Epen außer der Narration auch eine "Fokalisation" am Werke ist, zu deren Aufgaben genau die Herstellung dieses Rahmens gehört.²⁵ Mit alledem ist die Indifferenzthese erschüttert worden. In Anbetracht der zum Teil raffinierten Mittel, mit denen Homer Zeit gestaltet, ist nicht mehr glaubhaft, daß er "nur die geschehenden Dinge" vor sich gehabt haben sollte, nicht die Zeit, in der sie geschehen, nur Dinge, die keines "zeit-

²² Williams (1993), S.22-25, 180 (Anm.32). Zur eigentlich thematischen Entscheidung vgl. S.35f.

²³ Zur Oralitystheoretischen Homer-Forschung vgl. Milman Parry (1971) und Albert B. Lord (1960), dazu J. B. Hainsworth (1970). Über Orality im allgemeinen orientiert Walter J. Ong (1982).

²⁴ Vgl. Brigitte Hellwig (1964), S.46-58. Zu Rückwendungen und Vorausdeutungen als generellen Zügen der Erzählkunst ferner Eberhard Lämmert (1967), S.100-194.

²⁵ So J. F. de Jong (1987) in ihrer narratologisch ausgerichteten Untersuchung.